

Vortrag von Oberbürgermeister Daniel Schranz anlässlich des Tages der Begegnung der katholischen Männer am 16.12.2017

Sehr geehrter Herr Pastor Hegh,
lieber Thomas Gäng,
liebe Männer!

Ich darf zunächst ein ganz herzliches Wort des Dankes sagen – für die freundliche Einführung und für die Einladung zu diesem Tag der Begegnung der katholischen Männer, der ich bereits an sich gerne gefolgt bin.

Ich freue mich aber auch sehr über die Gelegenheit, als Oberbürgermeister unserer Stadt neben den vielen konkreten Anlässen, die solch ein Amt mit sich bringt – seien es Spatenstiche und Ehrungen oder Bürgerversammlungen und Podiumsdiskussionen – heute zu etwas Grundsätzlicherem sprechen zu können.

Und dies will ich daher natürlich gerne aus der Perspektive meines Amtes tun, aber nicht nur. Denn ich will auch die Chance nutzen, ganz persönlich, als katholischer Mann einige Anmerkungen zum Weg der Kirche zu machen – wenn Sie so wollen, aus der Perspektive meiner eigentlichen Heimat, denn noch vor meinem politischen Engagement hat ja mein kirchliches Leben als Messdiener, Obermessdiener, Ferienfreizeitleiter usw. usw. begonnen.

Nicht zuletzt, meine Herren, bin ich dankbar für eine Themenvorgabe durch den Vorsitzenden des Katholikenrates, die nicht nur grundsätzlich, sondern auch so offen ist, dass man zahllose, unterschiedliche Zugänge zum Thema wählen kann.

Und gerne möchte ich das erschöpfend tun – die Reden von Fidel Castro haben ja regelmäßig auch zehn bis zwölf Stunden gedauert.

Da ich Ihnen das acht Tage vor dem Heiligen Abend aber wahrscheinlich nicht zumuten kann, will ich mich im Folgenden auf drei Fragen beschränken; drei Fragen, mit denen ich mich dem Christlichen als Grundlage unserer Gesellschaft nähern will und über die ich im Anschluss sehr gerne mit Ihnen ins Gespräch kommen würde.

Meine erste Frage lautet: *„Mama, das ist doch normal, dass wir beten, oder?“*

So hat die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vor drei Wochen einen Bericht überschrieben, der die Erfahrungen einer katholischen Mutter in Berlin wiedergibt; Erfahrungen in der Stadt, die als toleranteste Stadt Deutschlands gilt.

Sie berichtet darin, wie eines Tages der achtjährige Sohn aus der Schule nach Hause kommt und eben fragt: *„Mama, das ist doch normal, dass wir beten, oder?“* Im – wohlgemerkt – katholischen Religionsunterricht war es um das Beten gegangen und nachdem der Sohn davon erzählt hatte, wie bei ihm zu Hause vor dem Schlafengehen gebetet werde, sei er schief angeguckt und mit blöden Sprüchen bedacht worden nach dem Motto: Ist ja doof, dass ihr betet. Voll uncool. Und: Diese Reaktion sei auch nicht nur eine der Kinder gewesen, sondern auch die Mütter hätten bei einem Elternabend genau so reagiert, frei nach dem Motto: Das ist ja total hinterwäldlerisch. Wie weltfremd.

Diese Geschichte und dieser Zeitungsbericht, meine Herren, haben mich aus einem doppelten Grund interessiert:

Zum einen aus persönlicher Betroffenheit, denn auch bei uns zu Hause wird abends mit den Kindern gebetet. Und auch ich habe mir die Frage gestellt, wie normal oder besser gesagt, wie repräsentativ das Beten eben nicht nur im kirchenfernen Berlin, sondern auch bei uns in Oberhausen ist. Leider muss auch ich da mit Blick auf unsere Erfahrungen – ob noch gestern Nachmittag im katholischen Kindergarten oder in der katholischen Grundschule oder in der Erstkommunionvorbereitung und man könnte diese Reihe mühelos fortsetzen – sagen: eine Beziehung zu Glauben und Glaubenspraxis ist auch hier bei uns ja nicht mehr die Regel, sondern die Ausnahme.

Gleichzeitig habe ich mich aber auch gefragt, wie schnell diese Erkenntnis, dass praktizierende Christen eben nicht mehr die übergroße Mehrheit unserer Gesellschaft darstellen, dazu verführt, sich in eine Opferrolle zu flüchten. Denn dieser Bericht der Mutter aus Berlin beschreibt im Folgenden nicht nur, wie der Ausflug der katholischen Kinder an Fronleichnam nicht ausreichend gefördert wurde und dass für den Religionsunterricht kein eigenständiger Fachraum mehr zur Verfügung stand (was ich, wie ich vielleicht ergänzen darf, in meiner ganzen Schullaufbahn nie erlebt, aber auch nie vermisst habe).

Die Enttäuschung über die Ignoranz und Ablehnung, die einem entgegenschlägt, verbindet sich in dem Zeitungsbericht – ebenso wie in manchen kirchlichen Diskussion – mit dem Unverständnis über die als zu groß empfundene Toleranz gegenüber anderen Traditionen oder Kulturen: kopftuchtragenden Frauen etwa oder der Ehe für alle. Die Angst vor dem Verlust christlicher Wurzeln verbindet sich hier mit der Sorge vor so etwas wie einer kulturellen Überfremdung.

Da sind wir nun, meine Herren, bei einer alles andere als einfachen Debatte angelangt. Aber da ich ja nicht nur problematisieren, sondern auch Position beziehen will, möchte ich Ihnen meine Meinung zu dieser gesellschaftlichen Entwicklung nicht vorenthalten.

Ich glaube, dass wir unseren christlichen Glauben auch in Zeiten immer weiter zurückgehender Kirchenbindung nicht verstecken und verschämt dem Blick der Öffentlichkeit entziehen sollten. Ja, Deutschland ist ein christlich geprägtes Land und das ist nicht nur eine Frage der Tradition.

„Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren oder schaffen kann“, hat vor mittlerweile über fünfzig Jahren der spätere Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde formuliert. Dieser bekannte Satz steht dafür, dass auch unser deutsches Grundgesetz – „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – nicht aus sich heraus funktioniert. Sein Verständnis der Menschenwürde beruht natürlich auf Werten wie dem christlichen Bild vom Menschen, seiner Gottesebenbildlichkeit. Und der Gottesbezug unserer Verfassung erinnert uns daran, dass es eben auch noch eine Instanz jenseits unserer eigenen Interessen gibt.

Wir müssen uns daher nicht nur nicht dafür schämen, sondern sollten unsere christlichen Wurzeln hoch halten, selbstbewusst darauf hinweisen, welche Bedeutung der hohe christliche Ethos für unseren Staat heute, für unsere Gesellschaft heute hat. Deshalb hängt eben nicht nur bei uns zu Hause ein Kreuz, sondern ganz selbstbewusst auch in meinem Büro im Rathaus. Die Werte unseres Grundgesetzes scheinen uns ganz selbstverständlich zu sein; sie sind es aber nicht, wie ein Blick in andere Teile der Erde zeigt.

Neben der christlichen Tradition fußt das Wertesystem unseres Landes natürlich auch auf der Aufklärung und dem Humanismus. Will sagen: Hü-ten sollten wir uns bei aller Überzeugtheit vor jeder Form von Engstirnig-keit und Unversöhnlichkeit. Ich würde sogar sagen: Auch wir als Katholi-ken dürfen eine große preußische Tradition hoch halten, die viel zu we-nig gewürdigt wird: die Toleranz – „*Jeder soll nach seiner Façon selig werden*“, so hat Friedrich der Große Religionsfreiheit gegeben. Und vor diesem Hintergrund will ich auch sagen: Nicht jede gesellschaftliche Öff-nung muss gleich wieder als Verlust kirchlich-katholischer Identität be-trachtet werden, zum Beispiel bei der in diesem Jahr beschlossenen Ehe für alle. „*Wenn eine homosexuelle Person guten Willen hat und Gott sucht, dann bin ich keiner, der sie verurteilt (...)*“, hat Papst Franziskus in einer seiner legendären Flugzeug-Pressekonferenzen gesagt.

Völlig inakzeptabel ist es für mich demgegenüber, wenn sich die Rechts-populisten dieses Landes auf das christlich-jüdische Abendland berufen, um Ressentiments zu schüren, ob gegen gleichgeschlechtliche Ehen oder vor allem gegen die angeblich drohende Islamisierung des Abend-landes. Der ein oder andere wird sich vielleicht an das unsägliche schwarz-rot-goldene Kreuz bei den Dresdener Pegida-Demonstrationen erinnern. Nationalismus aber ist mit christlichen Werten ganz sicher nicht vereinbar. Und ich will gerne hinzufügen, dass ich als Christ fest davon überzeugt bin, dass wir die Moscheen in unserem Land aus den Hinter-höfen holen sollten und auch Minarette legitim sind. Dass wir alles daran setzen sollten, dass auch in Moscheen in deutscher Sprache gepredigt wird, gehört dann allerdings auch dazu.

Damit ich nicht missverstanden werde, will ich ausdrücklich hinzufügen, dass ich hier nicht von Beliebigkeit rede. Toleranz meint ja nicht: Anything goes, sondern das Gelten lassen anderer Überzeugungen gegenüber der Überzeugung, die man selbst hat. Will sagen: Toleranz meint ja eben nicht den Verzicht auf eine eigene Überzeugung und deshalb gibt es natürlich auch immer wieder absurde Beispiele für ein völlig falsches, übertriebenes Verständnis von Toleranz, etwa wenn der Sankt Martins-Umzug zum Laternen- oder Sonne-Mond-und-Sterne-Fest umbenannt wird.

Wie weit manche da über das vorgebliche Antidiskriminierungs- und Kultursensibilitätsziel hinausschießen, zeigt sich spätestens dann, wenn der Vorsitzende des Zentralrates der Muslime erklären muss, dass das Fest *"kein Problem"* für Muslime sei, der Heilige Martin vielmehr ein Leben geführt habe, das auch für Muslime *"geradezu vorbildlich"* sei. Dass Muslime uns auffordern, an unseren christlichen Festen festzuhalten – man könnte, meine Herren, versucht sein, dies als ein Zeichen dafür zu deuten, wie weit es schon mit der Selbstverleugnung unserer christlichen Wurzeln gekommen ist. Mir würde es besser gefallen, wenn wir dies als ein Zeichen interreligiöser Wertschätzung und interreligiösen Dialoges sehen, den wir – wie mir bei der Eröffnung eines alevitischen Gemeindezentrums unlängst wieder aufgefallen ist – dringend intensivieren sollten.

Und selbstverständlich, meine Herren, will ich mir angesichts des 500. Reformationsjubiläums in diesem Jahr auch die Bemerkung nicht verkneifen, dass die Dialognotwendigkeit fast noch einmal dringender für den interkonfessionellen Dialog gilt.

Die durchgehend ökumenische Ausrichtung der diesjährigen Jubiläumsfeierlichkeiten – hier bei uns in Oberhausen wie darüber hinaus – und die allseitige Anerkennung der unbestreitbaren Leistungen der Reformation stimmen da einerseits hoffnungsvoll. Gleichzeitig wissen wir aber, wie viel noch zu tun ist, wenn es heute, nach 500 Jahren, immer noch nicht einmal ein gemeinsames Abendmahl gibt. Wenn auch hier wieder der Papst höchstselbst die Spitzen der evangelischen und katholischen Kirche Deutschlands bei einer Audienz im Vatikan auffordert, aufgrund des besonderen ökumenischen Dialogs in unserem Land auf diesem Weg mutig und entschlossen voranzugehen, dann sollten wir das doch auch dringend und zügig tun.

„Mama, das ist doch normal, dass wir beten, oder?“, war meine erste Frage und *„Es ist zwar nicht mehr selbstverständlich, aber wir brauchen den christlichen Glauben heute“* ist meine erste Antwort.

„Warum sollten wir uns auseinander reißen lassen?“ ist im Anschluss daran meine zweite Frage. Sie stammt aus dem Interview mit unserem Generalvikar Klaus Pfeffer in der aktuellen Ausgabe des Bistumsmagazins Bene.

Der Generalvikar bezieht dort Position zum laufenden Pfarreientwicklungsprozess und auch zu den Vorschlägen, angesichts der Sparzwänge solle man doch besser gleich das Bistum auflösen und die Pfarreien an die Mutterbistümer Köln, Münster und Paderborn zurückgeben. Das hielt er jedoch für ein schlechtes Signal für das Ruhrgebiet, sagt er und hinterfragt, warum wir uns denn auseinander reißen lassen sollten.

In der Tat, meine Herren, die Verlustängste unter den Christen von heute haben ihre Ursache nicht alleine und vielleicht auch nicht vorrangig in der Angst vor dem religiös-kulturell Anderen, vor dem Fremden, sondern vor allem auch in dem massiven Wandel in und von Kirche. Das gilt für uns im Bistum Essen mit den massiven Sparzwängen sicher ganz besonders.

Dass der Druck hier besonders groß ist, weil es erstens in keinem anderen Bistum eine so massive Expansionsstrategie von Kirchen und kirchlichen Angeboten gab wie unter Kardinal Hengsbach, weil es zweitens hier anders als in den jahrtausendealten deutschen Bistümern keine Milliarden-Reserven gibt, und drittens weil der gesellschaftliche Wandel in unseren Großstädten schneller verläuft als in den ländlichen Gebieten anderer Bistümer: Die Gründe sind rational nachvollziehbar und doch fällt es vielen emotional schwer, Orte und Strukturen aufzugeben, weil man dachte, sich mit der letzten Neuordnung doch schon für die Zukunft aufgestellt zu haben und weil im Moment das Geld ja auch noch ausreichend vorhanden ist.

Ich muss gestehen, dass dieser Wandel, dieser stetige Rückgang auch mir weh tut. In den vergangenen Wochen und Monaten habe ich unter anderem die Entwicklung bei den Barmherzigen Schwestern von der heiligen Elisabeth verfolgt, die 1864 gleich hier nebenan das Elisabeth-Hospital begründet haben. Mittlerweile haben die Schwestern nicht nur dieses Krankenhaus aufgegeben, sondern, da sie seit 40 Jahren keinen Nachwuchs mehr haben, auch ihr Kloster in Essen-Schuir. Vor wenigen Wochen haben sie nun die Leitung des Ordens in ordensfremde Hände gegeben, um die Geschäftsfähigkeit zu erhalten und die Versorgung der verbliebenen 30 hochbetagten Schwestern bis zum Ende abzusichern. Der Orden bereitet sich aktiv auf sein Aussterben vor.

Doch dieses Zu-Ende-Gehen findet sich auch außerhalb unseres Bistums: So ist auch für ein Kloster, das mir persönlich immer viel bedeutet hat, in diesem Jahr das endgültige Aus gekommen: für die Zisterzienserabtei Himmerod in der Eifel, 1134 von niemand geringerem als Bernhard von Clairvaux begründet. Welch ein Elend! Und doch: *„Ich bin der Meinung, dass jede Gemeinschaft gewisse Zeiten hat, wo sie aktuell ist. Und es gibt Zeiten, wo sie nicht mehr aktuell ist“*, hat der letzte verbliebene Zisterzienser, der 83-jährige Pater Stephan Senge, der Himmerod nicht verlassen wird, vor wenigen Tagen in einem Interview gesagt – und hinzugefügt: *„Der Heilige Geist erfindet uns immer wieder.“*

Sich immer wieder neu erfinden lassen – vielleicht ist dies auch ein gutes Motto für die bei uns laufenden Veränderungsprozesse. Mindestens musste ich daran denken, als ich in dieser Woche einen Förderbescheid an die evangelische Auferstehungskirchengemeinde übergeben durfte, die ein neues Gemeindezentrum direkt an ihre Kirche an der Vestischen Straße anbaut und im Gegenzug alle übrigen Gebäude aufgibt. Ein, wie ich finde, nicht nur architektonisch sehr gelungenes Beispiel.

Wenn ich nun, meine Herren, Position zu unserem Pfarreientwicklungsprozess beziehen soll, würde ich zunächst wie der Generalvikar von einer Auflösung des Bistums abraten. Abgesehen davon, dass man hier wohl wieder gleich das Kind mit dem Bade ausschütten würde, wäre das ein weiterer Beleg für die Selbstverzwergung des Ruhrgebietes, während es in Italien immer noch über 200 Diözesen gibt. Deutschland kommt demgegenüber mit 27 aus.

Mit Blick auf die Diskussionsprozesse und Pläne der Oberhausener Kirchengemeinden will ich hier heute selbstverständlich keine ungebetenen Ratschläge an die Pfarreien geben, zumal ich auch keine einfachen Lösungen anbieten kann, frei nach dem Motto: Dann übernimmt die Stadt halt die nicht mehr benötigten Kirchen und Gemeindeheime. Das wird sie leider definitiv nicht können.

Mein ganz persönlicher Blick auf PEP in Oberhausen, um diesen dann doch auch nicht zu verschweigen, ist von zwei durchaus in einem gewissen Konflikt stehenden Linien geprägt: Zum einen würde ich nicht die großen Traditionen aufgeben, die wenigen Orte, an denen katholische Kirche seit dem Mittelalter präsent ist, und die großen Landmarken, die in der Industrialisierung entstanden sind. Zum anderen brauchen wir Zukunftsorientierung und Kreativität, das Denken in Menschen und weniger in Immobilien. Oder wie unser Stadtdechant Peter Fabritz beim stadtweiten Gottesdienst auf dem Osterfelder Marktplatz gesagt hat: *„Mit dem Schlüssel zum Himmelreich ist nicht der Schlüssel zu Kirchen und Gemeindezentren gemeint, sondern der Schlüssel zu den Herzen der Menschen.“*

Der kleine Katholikentag in diesem und der große Stadtkatholikentag im vergangenen Jahr sind aus meiner Sicht darüber hinaus ganz wichtige Zeichen. Zeichen der Selbstvergewisserung, der Gemeinschaft in Zeiten des Wandels. Sie zeigen, dass wir uns nicht nur nicht auseinander reißen lassen, sondern dass wir zusammenrücken. Hier wird die nach wie vor große Gemeinschaft der katholischen Christen dieser Stadt erlebbar und sichtbar, so wie Thomas Gäng gesagt hat: *„Wir haben hier eine Chance, unseren christlichen Glauben als Basis unserer Gesellschaft wieder mehr in den Vordergrund zu stellen.“* Ich finde, diese Tradition sollte auf jeden Fall weitergehen.

Und dies nicht zuletzt auch, weil damit der Auftrag Jesu, hinauszugehen, gelebt wird. Jesus hat ja nicht gesagt, setzt Euch hin und wartet, bis jemand kommt. Angesichts des Wandels von Kirche stellt sich daher ja auch die grundsätzliche (und mit Absicht etwas zugespitzte) Frage: Wollen wir als Christen den Menschen in der veränderten Gesellschaft eigentlich noch erreichen, diesen konkreten Menschen, wie er heute denkt, lebt, liebt und sucht? Wollen wir in der heutigen Gesellschaft weiterhin eine Bedeutung als gesellschaftlich prägende Kraft haben, wollen wir als Christen ausstrahlen? Oder stellen wir inzwischen resigniert fest, dass wir diese Bedeutung verloren haben und wir durch eigene Entscheidung einen neuen Ort als „kleine Herde“ eingenommen haben?

Meine Antwort ist eindeutig: Mir ist eine Kirche, die sich bemüht – auch wenn sie von etwas Abschied nehmen muss – möglichst viele Menschen zu erreichen, wesentlich lieber als ein kleiner Klub der besonders Überzeugten.

„*Warum sollten wir uns auseinander reißen lassen?*“, war meine zweite Frage und „Wir sollten zusammen rücken, uns neu erfinden lassen, um weiter auszustrahlen“ ist meine zweite Antwort.

Mit Blick auf mein Amt wenig überraschend will ich mit meiner dritten und abschließenden Frage noch einmal beleuchten, was das bisher Gesagte für unsere Stadt bedeutet. „*Was ist also die Rolle der Christen in und für Oberhausen?*“ ist meine dritte Frage.

Um mich dieser Frage für das Heute und Morgen anzunähern, möchte ich über 2.600 Jahre zurückgehen, in das Jahr 597 vor Christus, als das Volk Israel in die babylonische Gefangenschaft gegangen war. Der Prophet Jeremia schrieb damals (in der aktuellen Fassung der Lutherbibel):

„So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels, zu allen Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen lassen:

Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte;

nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet.

Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl.“

Jeremia forderte damals diejenigen, die von König Nebukadnezar erst besiegt und dann verschleppt worden waren, auf, sich in ihrem Exil einzurichten, Häuser zu bauen, Kinder zu bekommen. Ja, er forderte sie sogar auf, sich um das Wohl der verhassten Stadt Babylon zu bemühen und für sie zu beten. Man könnte diese Aufforderung für eine reine Zumutung halten.

Tatsächlich wird man diese Zeit Israels in Babylon aber wohl weniger als eine Gefangenschaft ansehen dürfen, sondern mehr als ein Exil mit halbwegs erträglichen Lebensumständen. Vor diesem Hintergrund fordert Jeremia die Israeliten auf, sich niederzulassen, sich einzubringen in eine neue zumindest zeitweilige Heimat, um auch für sich selbst das Beste daraus zu machen.

Suchet der Stadt Bestes – aus diesem 2.600 Jahre alten Appell Jeremias ist seither so etwas wie *der* kommunalpolitische Imperativ geworden:

Suchet der Stadt Bestes, engagiert Euch für Eure Kommune, für Euer Gemeinwesen, um das Beste für Euch und Eure Kinder zu erreichen.

Suchet der Stadt Bestes darf daher ganz sicher auch heute für unser Oberhausen und damit für die Kommune als gesellschaftliches Fundament gelten. Doch was müssen wir tun, um die besten Entscheidungen für die Stadt zu suchen und diese auch umzusetzen? Denn anders als zu Jeremias Zeiten leben wir ja in einer Demokratie, so dass wir für Entscheidungen politische Mehrheiten brauchen.

Zwei Dinge sind mir das besonders wichtig.

Das eine hat ein Kommentar des WAZ-Lokalchefs Peter Szymaniak vor einigen Wochen auf den Punkt gebracht: „*Erst die Stadt, dann die Partei.*“ Und in der Tat zeigt sich an einigen Projekten unserer Stadt: Wenn wir es schaffen, gemeinsam das Beste zu suchen, ist dies die größte Chance, unsere Stadt voranzubringen. Dass es dabei in einer Demokratie nicht nur unterschiedliche Meinungen geben *darf*, sondern geben *muss*, ist ebenso selbstverständlich. Entscheidend ist jedoch, dass wir uns in der notwendigen parteipolitischen Auseinandersetzung nicht erschöpfen, sondern den Weg zum Kompromiss, zur gemeinsamen aus vielen verschiedenen Blickwinkeln entwickelten Strategie für Oberhausen finden. Da sind wir – glaube ich – auf einem guten Weg.

Zum anderen braucht es für die Suche nach dem Besten aus meiner Sicht einen Kompass, eine Orientierung. Für mich ist dies – und da spannt sich der Bogen zu unserem heutigen Thema – eine Politik aus christlicher Verantwortung.

Dabei liefert der christliche Glaube sicher keine konkreten Handlungsanweisungen. Er schreibt uns etwa nicht vor, in welcher Partei wir uns engagieren sollen und welchen Programmen wir folgen sollten. Schon gar nicht sagt er uns, ob wir eine Straße lieber mit Asphalt oder Granulat belegen sollten. Auch die Bergpredigt ist ja keine Sammlung konkreter politischer Handlungsanweisungen. Die Bibel kann man eben nicht, wie es der zweite Präsident des Deutschen Bundestages, Hermann Ehlers, einmal formuliert hat, „*als ein politisches Rezeptbuch*“ verstehen.

Was christliche Verantwortung bei der Suche nach dem Besten aber sehr wohl vermag, ist – wie ich eingangs bereits angedeutet habe und davon bin ich zutiefst überzeugt – ein festes Fundament zu sein, Werte zu haben, Orientierung zu geben, roter Faden zu sein. Das christliche Bild vom Menschen als Abbild Gottes bedeutet, den einzelnen Menschen in den Mittelpunkt auch gerade der Kommunalpolitik zu stellen, sich für Familien einzusetzen, für Arbeit und soziale Teilhabe, für Bildung und Erziehung. Und es bedeutet, noch eine Verantwortlichkeit gegenüber einer Instanz außerhalb des menschlichen Einflussbereiches zu sehen, eine Verantwortung vor Gott, eine Verantwortung für die Schöpfung, eine Verantwortung für eine nachhaltige und gerechte Entwicklung.

Wenn wir noch einmal auf Jeremia und seinen Appell schauen, der Stadt Bestes zu suchen, muss nach der Frage, *wie* der Stadt Bestes denn zu finden ist, mindestens aber auch noch die Frage gestellt werden, *wer* der Stadt Bestes denn suchen soll. Können das nur der Oberbürgermeister, die Kommunalpolitikerinnen und -politiker und die Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter sein?

Ganz sicher nicht, denn Oberhausen zeichnet sich gerade auch durch ein unglaublich großes haupt- und ehrenamtliches Engagement in sozialen und kulturellen Einrichtungen, Vereinen und Bürgerinitiativen aus. Ohne dieses vielfältige und reichhaltige Engagement wäre unsere Stadt erheblich ärmer.

Ganz besonders gilt dies auch für die Kirchen, die sich häufig schon früher als die Kommune für die Menschen engagiert haben, bereits vor als auch gerade während der Industrialisierung. Dies gilt sowohl für die katholische Kirche, die in allen Stadtteilen Krankenhäuser gründete, wie für die evangelische Kirche, die mit reformatorischem Anspruch für viele Bildungsinnovationen Sorge trug.

Die Montanindustrie ist durch den Strukturwandel fast vollständig aus Oberhausen verschwunden. Die Kirchen sind es zum Glück aber nicht:

- Wenn ein Kind bei uns in Oberhausen das Licht der Welt erblickt, geschieht dies in der Regel in einem katholischen oder evangelischen Krankenhaus.
- Wenn Eltern ihre Kinder für eine Kindertageseinrichtung anmelden, geschieht dies für 40% der Plätze in einer konfessionellen Einrichtung.
- Die Kirchen sind nach wie vor der größte Träger offener Kinder- und Jugendarbeit in unserer Stadt, die Diakonie und die Caritas übernehmen zahlreiche zentrale Wohlfahrtsaufgaben.
- 35% aller Plätze in der stationären Pflege gehören zu kirchlichen Häusern, 89% aller Krankenhausbetten und auch unser Hospiz ist ein christlich geprägtes.
- Gerade auch in den letzten beiden Jahren, in denen so viele Menschen wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr bei uns Zuflucht vor Krieg, Terror und Elend gesucht haben, sind die Kirchen zur Stelle.

Dafür kann die Stadt Oberhausen nur dankbar sein und das ist sie – dankbar für ein tatkräftiges christliches „Suchet der Stadt Bestes“.

Wenn aber nun die Zahl der Gläubigen immer weiter zurückgeht und Einrichtungen in ihrem Bestand in Frage gestellt werden: Kann die katholische Kirche die Zahl ihrer Kindertageseinrichtungen aufrechterhalten? Kann die evangelische Kirche die Vielzahl ihrer Jugendeinrichtungen weiter betreiben?

Meine Herren, eines dürfen die kirchlichen Debatten um die eigene Zukunft aus meiner Sicht auf keinen Fall bedeuten: sich zurückzuziehen und sozusagen auf das eigene Kerngeschäft zu konzentrieren. Der kommunalpolitische Imperativ Jeremias, Suchet der Stadt Bestes, meint jedenfalls das Gegenteil. Auch unser Oberhausen 2018 benötigt eine starke Stimme der Kirche.

„Was ist also die Rolle der Christen in und für Oberhausen?“ war meine dritte Frage. Meine Antwort: Lassen Sie uns gerade als Christen *heute und in Zukunft gemeinsam* der Stadt Bestes suchen!

Ich danke für die große Aufmerksamkeit und freue mich auf eine spannende Diskussion. Glückauf!